

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 230.

Freitag, den 2. Oktober

1925.

„Draußen, am Wall von Sevilla . . .“

(17. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Roman von Erica Gruve-Decker.

Sanchez neigte den Kopf. „Ja, sie war es —“ und sein Blick streifte lächelnd die brillantene Busennadel, die er jetzt vor sich im schwarzen langen Schlips über der Hemdenbrust des Matadors sah.

Über das schöne ausdrucksvolle Gesicht von Manuel Madrigal ging ein strahlendes Lächeln. Nur eine einzige Sekunde lang. Nun hatte er sie gefunden! Nun würde er sie sehen, sie kennen lernen! —

Dann — als er an der Seite des seinen fremden Herrn davonschritt, aus der Schar seiner Bewunderer, aus allen Huldigungen heraus — dem Ausgange zu — wurde sein Lächeln starrer. Fast mechanisch drückte er allen denen noch, die ihn noch beglückwünschten, im Vorbeigehen die Hand, — — — aber seine Gedanken waren fern, waren nicht mehr dabei, flogen ihm voraus und fragten: wer wird sie sein, und wie wird sie sein —

Und dann erkannte er sie wieder! Ja, sie war es, die in ihrer weißen Spitzenmantilla bereits in dem eleganten Wagen saß, der unmittelbar vor dem Ausgange hielt! Wie eine junge Fürstin sah sie da, wie — — eine Braut, den hohen Kamm gleich einer Krone tragend, unter dem Giesel der kostbaren Mantilla, ja, wie unter einem Brautschleier! —

Er bestieg den Wagen, wie ein Fürst seinen Wagen besteigt. Die zahllosen Volkzisten sorgten dafür, daß der andere übrige nun folgende Wagenpark zum Corso sich noch in gebührender Entfernung hielt. Ernst und würdig schufen die herrlichen Gestalten der berittenen Guardia-Civile auf ihren hohen schönen andalusischen Pferden mit einer einzigen Handbewegung den angemessenen Abstand zwischen den anderen Wagen und demjenigen, der jetzt den Helden des Tages, der Helmschicht Sevilla, aufnahm.

Mit keiner einzigen Bewegung verriet der junge Matador, daß er aus dem Volke stammte, keine Spur von linkscher Haltung oder Unsicherheit oder inkorrektem Benehmen kam zum Vorschein. Er war der vollkommenste Caballero, den man sich bei dieser Gelegenheit nur wünschen konnte! Die edle Biegsamkeit seines Körpers kam doppelt schön unter der Eleganz seiner Bewegungen und der Sicherheit seines Auftretens zur Geltung.

Die Art, wie das junge Mädchen sich ihm entgegenneigte, um ihn zu begrüßen, die Bewegung, mit der Señor Sanchez ihn bat, neben seiner Tochter als der Held des Tages auf dem Vordersteß Platz zu nehmen, und die Haltung des jungen Gastes, der Aufforderung nachzukommen, waren wie eine einzige Harmonie von Ritterlichkeit, edler Grazie und vornehmster Gastlichkeit. Konnte man einem solchen Auftritt in einem anderen Lande begegnen, als in dem so ritterlichen Spanien, in dem jeder Bettler sich als Hidalgo gab und sich als Hidalgo fühlte —?

Die edlen Pferde trippelten vor Ungeduld und bissen schäumend in ihr reiches Zaumzeug. Dann schlugen plötzlich all die vielen kleinen blanken Glöckchen zusammen, die rings an den Lederriemen um die Köpfe

der Pferde, und an ihren Bäuchen neben den gelben Troddeln in den spanischen Landesfarben Gelb-Rot hingen. Der Kutscher zog an — noch ein einziger Schrei von Jubel, Huldigung und Freude wallte rings auf und gab dem Gefeierten das Abschiedsgeleit — dann flog der Wagen schnell davon. — — —

Die traditionelle, die zur zweiten Natur gewordene spanische Höflichkeit erleichterte die ersten Minuten des eigenartigen Zusammenseins. Der junge Torero erging sich in Worten der Dankbarkeit, daß man ihm diese Ehre erwies. Señor Sanchez bezeichnete es als Ehre, daß der exzellente Held der Arena seinen Wagen benutzte. Perez aber sah die ersten Augenblicke wie in einem Traum neben ihm, wie in einer seligen Remonnetheit, aus der sie sich erst zur Wirklichkeit herausfinden mußte.

Dann steuerte Manuel Madrigal sogleich auf das Thema zu, das ihm am meisten am Herzen lag —: „Ich habe Ihnen meinen tiefen Dank für die Spende auszusprechen, Donna, die Sie mir zuwarfen —“ er griff an die Busennadel, „ich weiß nicht, ob ich es wagen darf, sie zu behalten, und ob ich das Richtige traf, als ich sie anstekte —? Aber es widerstrebte so vollkommen meiner Empfindungen, Ihnen diese Gabe wieder hinaufzuwerfen, die —“

„— die Ihnen als Huldigung zugebracht war!“ — vollendete Señor Sanchez, und er deutete lachend und liebenswürdig auf seinen des Schmuckes beraubten Schlips. „Es soll Ihnen unverhohlen sein, daß ich diese Nadel trug. Meine Tochter hat sie Ihnen in ihrer impulsiven Begeisterung zugeworfen. Und mir —“ dabei verbeugte er sich mit vollendeter ritterlicher Höflichkeit, „mir ist es ebenfalls eine Ehre: daß die Nadel einen so hervorragenden Sieger der Arena an seinem Ehrentage schmücken konnte!“ —

Das Herz schlug Manuel Madrigal in schweren, dumpfen Schlägen. Es war Freude, es war Erregung, war eine unerhörte innere Spannung. Was sollte nun werden? Er war in einer sonderbaren Lage — oben drein als Held solcher Lage — von der er noch vor einer Stunde keine Ahnung haben konnte —!

Sein ganzes junges Leben lang war es sein Traum gewesen, zu Reichtum zu kommen, zu Ansehen, in vornehme Kreise! Immer schon hatte er sich in seiner Umwelt nicht am rechten Platz gefühlt. Er war aus leidenschaftlicher Hingabe für die Sache Stierkämpfer geworden. Er konnte sich nicht denken, überhaupt irgend einen anderen Beruf ergreifen zu können. Er war der geborene Stierkämpfer. Er hatte als Sevillaner mit der Muttermilch die Vorliebe für die Arena eingesogen. Seit dem fünften Jahre war er als Zuschauer bei den Kämpfen gewesen, da man schon die Knirpse zu den Corrida de toros mitnahm.

Und jetzt sollte dieser heiß geliebte Beruf ihn plötzlich zum Ziel führen —? War es möglich, daß dieses reiche, vornehme Mädchen vielleicht noch ein anderes Interesse an ihm nahm als das der landläufigen Bewunderung für einen aufsteigenden Helden der Arena?

Schneller als im früheren Norden blühte der Fechtling in Sevilla alljährlich auf. Uppiger als in anderen Zonen wucherten die Rosen und Blumen in seiner Heimatstadt. Heißer schlugen die Pulse unter dieser glühenden Sonne, als sonst die Männerherzen fühlten. Schneller als sonstwo reisten die Fragen der Liebe, der Wunsch des Bewerbens, der Sturm des Erringens.

Was sich sonst in wiederholten Begegnungen langsam zur Entwicklung neigt und formt, das raste hier den schnellen Weg heißer Empfindungen empor.

Ein Wagen fuhr dicht an ihnen vorüber. Der Herr, der einzige Insasse, war ein Freund von Señor Sanchez. Er lüftete den Hut und grüßte lachend und lobte Sanchez, weil er den Matador in seine Equipage geladen habe. Wenige Sekunden gingen Worte zwischen den beiden alten Herren von Wagen zu Wagen, hin und her.

Die Gelegenheit benutzte Manuel, um mit einer kleinen Wendung zur Rechten Perez ins Gesicht zu sehen: „Donna, verzeihen Sie, schnell eine Frage: waren Sie es ebenfalls, die mir vorhin das Sträußchen coter Nelken zuwarf?“

„Ja!“ sagte sie sofort und mit einem strahlenden Lächeln. Aber ihr Gesicht legte sich vor Entzücken eine purpurne Röte, da er jetzt mit einer schnellen sicheren Bewegung unter dem Bolero das Bukettchen hervorzog. „Ich habe es in der Tasche, die mir zwischen den Kämpfen blieb, in einem Winkel immer wieder geküßt — und ersehnt, erfahren zu dürfen, wer — die Spenderin sei!“

Er sah ihr zum erstenmal voll in die Augen. Perez war keine der Schönheiten, wie sie Spanien, besonders Andalusien, in seinen klassisch schönen Frauen so zahlreich aufweist. Aber sie besaß eine unbeschreibliche Bornehmheit, eine selbstverständliche Eleganz und war nicht unter dem Durchschnitt hübsch. Zudem stand ihr die andalusische Tracht vortrefflich. Die weiße Mantilla umrahmte das feine Gesicht äußerst wirksam und materisch. Und ihre Züge waren von einem so holdseligen Glanz überhäufig, von einer so süßen, inneren Spannung, von einem Leuchten und Kubeln und Tauchen erfüllt, daß er wie völlig heraussticht all diese Lieblichkeit mit seinen strahlenden Blicken umring — verriet sie ihm nicht offen ihre Aeneas —?

Seine anfangs aufsteigende Befürchtung, sie könne vielleicht im stillen schon an irgend einen Herrn aus ihren Kreisen nach spanischer Sitte vergeben und versprochen sein, schien ihm kaum noch wahrscheinlich.

Und nun begann auch sie: „Eine Frage! Haben Sie kürzlich in Barcelona bei den Soldaten gedient?“

Er sah sie im ersten Augenblick nicht ohne Erstaunen an: „Ja, Donna, ich diente eine kurze Zeit bei den Dragonern. Bei der Musterung hatte ich eine hohe Nummer gezogen.“

„Und Sie ritten beim Fahnenziegel mit über den Paseo de Gracia — wobei Ihr Pferd —“

Da sprang auch ihm plötzlich eine Erinnerung auf: „Und mein Pferd bäumte sich und hätte mich fast im ungeeigneten Moment abgeworfen, als wir nämlich gerade vor dem gesamten hohen Offiziersstab vorbeifilieren sollten.“

„Also sind Sie es auch damals gewesen! — Haben Sie nicht damals auch einige roten Nelken zugeworfen erhalten —“

Sein Blick versank in Staunen und entzückter Spannung immer tiefer in ihre Augen: „Ja! Von einem Balkon —? Woher wissen Sie es, Donna? Waren auch Sie es damals —? Ja —? Aber wie kamen Sie nach Barcelona?“

Da zuckte plötzlich der Gedanke an seine kleine Pilar in ihm auf! Die Blumen waren ihm aus dem Hause zugeworfen worden, in dem seine Pilar als Jose diente! Und nun sah er neben ihrer bisherigen Herrin im Wagen und —

Und er fühlte mit vollem Bewußtsein, wie völlig ihm die kleine Pilar zu entschwinden begann, — verfliegen würde sie für ihn. — — —

„Wir lebten bisher in Barcelona. Wir haben dort ein Haus —“ sagte Perez Sanchez.

Der andere Wagen war überholt und blieb ein Stück zurück. Señor Sanchez wandte sich den beiden wieder zu. Perez hielt es für klüger, in seiner Gegenwart ein neutrales Thema anzuschlagen. Man sprach von den Kampfstieren dieses Nachmittags. Über das Gesicht von Madrigez ging ein Strahlen. Sei, waren das Kerle gewesen! Fast war es ihm leid gewesen, diese Reden in ihrer Art niederzustecken. Sowie sich ihm die Möglichkeit bot, würde er zu der Bestimmung des Züchters hinausfahren, um die Art der Züchtung und das prächtige Material an Ort und Stelle und in Freiheit auf den herrlichen andalusischen Weiden zu betrachten.

Da fiel es Sanchez ein, daß er ja Señor Benito und dessen Gattin mit zu dem beabsichtigten kleinen Bankett im Hotel Regina einladen könne.

(Fortsetzung folgt.)

Herbstzeitlosen.

Als letzter Schmauß der kahlen, blumenarmen Wiesen reden die überschlanen, zarten Herbstzeitlosen ihre hauchfeinen, bläulichen und roten Kelche mit den gelben Staubgefäßen in die kühle, klare Luft. Spätlinge des Jahres, blattlos und ohne Duft, auf langen, durchsichtigen, wie aus zartem Glas gebildeten Stielen, bei jedem Lufthauch erzitternd, unwirksam, geisterhaft, stehen sie oft zu Tausenden beisammen. Blüht man sie, so lassen sie so leicht die Köpfe hängen, überempfindliche Kinder Floras, nur zu kurzem Erdenbald sein erschaffen. — Eine seltsame Pflanze, da sie im Herbst nur blüht, im Frühling dagegen Blätter und Früchte trägt. Im Mittelalter gaben ihr Mönche, die alten Kräuterkundigen, den Namen Filius ante patrem, der Sohn vor dem Vater. Mit dem Leben dieser Pflanze noch nicht genügend vertraut, glaubten sie, die Frucht erscheine vor der Blüte. — Weil an der Herbstzeitlose alles giftig ist, stand sie von jeher in schlechtem Ruf und der Landmann verachtete sie auf seinen Wiesen auszurotten, was ihm jedoch nie recht gelingen wollte, weil die Wurzelknollen so tief und fest in der Erde stehen. — Besonders gefürchtet war ehemals die Knolle, die ein starkes Gift, das Colchicin, enthält. Man bediente sich seiner im dunkeln Mittelalter häufig zur Bereitung von Giftränken. — Die alten Griechen nannten die Pflanze Ephemeron, denn sie glaubten, daß, wer etwas davon aenöffe, den nächsten Tag nicht überlebe. Wahrscheinlich stammt die Herbstzeitlose aus Griechenland, und zwar soll Kolschis am Schwarzen Meer ihre Heimat sein. Deshalb erhielt sie auch den botanischen Namen Colchicum. Der Sage nach verjüngte die Königsstochter Medea, die der junge Jason samt dem Goldenen Vlies raubte, bei der Rückkehr der Argonauten den alten Jason, König von Iolkos, vermittelst eines Zaubertrankes, von dem einige Tropfen auf die Erde fielen. Hieraus soll die Herbstzeitlose entstanden sein, die ihren Namen deshalb erhielt, weil sie zur Unzeit blüht. — Als Arzneipflanze hat die Herbstzeitlose, wenn auch nicht mehr in dem Maße wie früher, immer noch gewisse Bedeutung. Offiziell ist namentlich der Same, der im härtesten Maße das Colchicin enthält, aus dem man durch Extraktion mit Alkohol Zeitlorentinktur (Tinctura Colchici) und Zeitlorenwein (Vinum Colchici) gewinnt, die angeblich mit gutem Erfolg gegen Asthma, Podagra, Rheumatismus, Gicht, akute Wasserlucht usw. innerlich Anwendung finden. Der Zeitlorensame wird im Mai und Juni gesammelt, er ist innen weiß, geruchlos und schmeckt widerlich bitter. In der Heilkunde benutzt man ihn erst seit neuerer Zeit. Die Wurzel der Pflanze war einst ebenfalls officinell, sie wirkt reinigend und erregend auf die Unterleibsorgane, in starken Dosen genommen heftig purgierend und wurde hauptsächlich gegen Wasserlucht, Unterleibsstörungen, Rheumatismus und Gicht angewendet. Das früher häufig gebrauchte Geheimmittel Eau médicinale d'Husson besteht größtenteils aus einem konzentrierten Weingeistauszug der Wurzel, die man übrigens vor der Blütezeit der Pflanze, also im Juli und August, einsammeln muß. Sie ist ziemlich schwer zu finden, da zu dieser Zeit infolge der Heuernte die Spuren des Gewächses auf den Wiesen verwischt sind. Das Vieh meidet die Herbstzeitlose; milchende Kühe geben nach dem Genuß der Blumen und Blätter mit Blut vermischte Milch. — In der Gegend von St. Gallen glaubt man, daß, wer eine Knolle der Herbstzeitlose in der Tasche trägt, gegen allerlei Krankheiten, wie Zahnweh, Ruhr, ja sogar Pest geschützt ist, und bei Lindau am Bodensee heißt es, eine am Theklage (23. September) aus der Erde gestochene Knolle bewahre vor Schwäbelanfällen. — Am Oberrhein, wo man nicht selten ganze Wiesen wie besät mit ihren zarten violetten und rosigen Blüten findet, nennt das Volk die Herbstzeitlose „die nackte Jungfer“. Veranlassung hierzu gab ein Märchen, das man den Kindern zu erzählen pflegt, damit sie die giftige Blume meiden: Einst soll ein hartherziger Bauer seine ungeratene, schöne Tochter Magdalen in einer Herbstnacht, gerade als der erste Reif fiel, gänzlich unbekleidet vom Hofe gejagt haben. Am andern Morgen fand man sie erfroren auf einer Wiege. C. R.

Ein Zusammentreffen mit Riffkabylen.

Wanderer von Hans Freimund.

Die Zeitung berichtet jetzt wieder viel von den schweren, schon seit langen Jahren dauernden Kämpfen der Spanier gegen die Berberstämme in Nordmarokko, wo die kriegerischen Riffoten, die ehemals so gefährlichen Riffpiraten, große Erfolge gegen die stolzen Kastilianer errangen. Des weitern wurde gemeldet, daß die Wiktoriose der Spanier auch die Araberstämme in der nächsten Umgegend Tangers das Haupt hätten höher erheben lassen; sie seien in Auflehnung gegen den europäischen Einfluß und bedrohten sogar den von vielen Europäern der verschiedensten Nationen bewohnten Hafenplatz. Frankreich und Spanien überboten sich nun in Bereitwilligkeitserklärungen, für den Schutz der europäischen Interessen Sorge zu wollen. Man hat allen Grund, anzunehmen, daß oft genug bei diesen Meldungen über Aufstände in der Umgegend von Tanager der Wunsch Vater des Gedankens ist.

Zur Beleuchtung ein kleines Erlebnis. Anfang der neunziger Jahre machte ich von dem spanischen Cadix aus einen Absteher nach Tanager. Ich hätte den Ausflug nicht unternommen, wenn mir etwas von einem Aufstand der Araber in der Nähe der Stadt bekannt gewesen wäre. In Cadix wußte man nichts von einem derartigen Ereignis, auch auf dem Dampfer, der mich hinüber brachte, hatte man keine Ahnung davon. Selbst in Tanager wußte der Wirt meines, außerhalb der Mauern der Stadt am großen Markt liegenden Hotels von nichts, denn er riet mir zu einem Spazierritt weit um die Stadt herum bis zur atlantischen Küste, zu einem berühmten Kap, um von da aus die Aussicht auf den Ozean, die Meerenge und die spanische Küste zu genießen. Ich werde Ihnen einen arabischen Führer mitgeben, einen zuverlässigen Mann, der schon seit Jahren mein Vertrauen besitzt, sagte er.

Eine halbe Stunde später stand der Araber schon vor mir, ein mittelgroßer Mann mit braunem Hautfarbe, schweren dunklen Augen, wärllichem schwarzem Bart; die reinliche Kleidung bestand aus leinen Bumpholen bis zum Knie, einem kurzen blauen Jäckchen, unter dem ein lauberes Hemd hervorlugte, und einem langen, weißen Umhang in Wollstoff. Auf dem Kopfe trug er einen mächtigen Turban. Die nackten Füße steckten in gelben Pantoffeln. Mit ruhiger Würde lachte der Mann mich bezüglich des Preises übers Ohr zu hauen. Doch es gelang ihm nicht. Schließlich wurden wir handelseinig. Für täglich ganze zehn Peletas, damals ungefähr sechs Mark, stellte El Gadi Muhamed ben Jusuf, so hieß der Maure, zwei gute Maultiere und übernahm die Führung nebst Garantie für die Sicherheit meiner Person. Am folgenden Morgen sollten wir reiten.

Gerade als Ben Jusuf sich verabschiedete, ertönten Kanonenschüsse von der Bucht her. Ein Kriegsschiff, ein Engländer, wie der Wirt mit dem Feldstecher feststellte, schloß einlaufend Salut. Auf dem Gesicht des Arabers glaubte ich ein süchtiges höhnisches Lächeln bemerkt zu haben. Dann empfahl er sich. Abends ging das Salutfeuern von neuem los; ein großes spanisches Kriegsschiff lief ein und warf nicht weit von dem englischen Anker. Beim Morgenanrauen weckten uns wieder Schüsse aus dem Salate; ein dritter Kreuzer lag neben den andern, als wir hinunterkamen.

„Was hat denn das zu bedeuten?“ fragte ich den neben mir auf der Veranda Aussicht haltenden Wirt. „Ist hier eine internationale Flottenparade?“ Der Wirt schmunzelte. „Die treuen Nachbarn! Da traut keiner dem andern... deshalb helfen sie sich gegenseitig... sie wollen alle dabei sein. Die dem Raub von Tanager unterstehenden Stämme haben sich wieder einmal geweigert, die schuldigen, vielleicht etwas gar zu willkürlich hochgearteten Steuern zu bezahlen, nun liegen sie bewaffnet um die Stadt herum, um der Brandstiftung ihrer Dörfer durch den Raub einen Niesel vorzuziehen. Eine reine marokkanische Angelegenheit, die Europa eigentlich gar nichts angeht. Aber, aber... es könnte am Ende doch eine Gelegenheit zum Eingreifen geben mit Aussicht auf guten Lohn. Und deshalb läßt sich Europa den Schutz seiner Kinder hier so angelegen sein.“

Doch da war auch schon Ben Jusuf mit zwei schönen Maultieren, die bequeme arabische Sättel trugen. Ich muß gestehen, die Mittelung des Wirtes hatte mir die Lust zu dem Ausflug genommen, doch er versuchte lachend meine Bedenken. „Bewaffnen Sie sich gut, aber... mit Zigaretten“, scherzte er. Zigaretten, die hatte ich von Spanien mitgebracht, zwei große, prall gefüllte Etuis. Ich steckte sie zu mir. Wir ritten ab.

Auf weggelohem, steinigem, mit magerem Eichengestrüpp bestandem Terrain ging es bergan. Außer einigen Holz sammelnden braunen Weibern war weit und breit keine Menschenseele zu erblicken. Da, wir mochten vielleicht drei Kilometer von der Stadt entfernt sein, kam uns ein Europäer im Reitanzug, sein Pferd wegen der Unebenheit des mit Steinblöden überlärten Bodens am Zügel führend, entgegen. Schon von weitem winkte er uns mit der Hand, zurückzubleiben. „Gehen Sie nicht weiter“, rief er mir auf englisch zu. „Sie geraten sonst in die Dinte der Infurgen.“ Ich dankte deshalb um. Ich dankte. Ohne sich aufzuhalten, bahnte sich der Fremde leichtlich von uns keinen Weg durch die Heden. Ich machte Miene, ihm zu folgen, schaute aber doch fragend den Führer an. Der schüttelte geringschätzig den Kopf. „Komm nur ruhig mit, du kannst unbelornt sein!“ Ben Jusuf sprach ziemlich geläufig Fran-

zösisch, aber das „Sie“ kannte er nicht, er buste einen mit Würde. Und wir ritten weiter; kreuz und quer ging es um die Stadt herum, doch hielten wir uns meistens auf der Höhe, von wo sich prächtige Ausblicke auf die Bucht, die Stadt und die Meerenge boten. Es war ein ziemlich anstrengendes Klettern für die Tiere, deren Sicherheit auf dem schlechten Boden ich bewunderte. Einmal stiegen wir auf einem kaum meterbreiten Felspfad in ein tiefes, fast ganz ausgetrocknetes Bachbett hinunter, um sie an einem Wasserhümpel zu tränken. In dem Geröll des Bachbettes ging es dann eine gute Strecke weiter bis zu einem senkrechten aufsteigenden Saumpfad. Oben angekommen fragte mein Begleiter, ob ich nicht ein Täschchen arabischen Kaffee trinken wollte.

„Gewiß! Aber wo?“

Ben Jusuf zeigte stumm auf eine blaßbraune Rauchfäule, die in Bläsenhöhe aus dem Dschungeltrupp aufstieg. Als wir näherkamen, konnte ich feststellen, daß der Rauch aus der Dede eines kleinen bienenforbartigen Steinbaues kam, vor dem einige alt aussehende Kerle hockten. Als ganze Kleidung trugen sie eine Art Raffeeled, in dessen Boden ein Loch für den Kopf geschnitten war, während die bis zu den Schultern nackten braunen Arme durch die abgesehenen Eden gestekt waren. Dieses etwas einfache Kleidungsstück war durch einen Strick um die Hüften zusammengehalten. Neben den Bürschen lagen fünf oder sechs lange Spieße. Ben Jusuf grüßte aravitatisch, die Araber erhoben sich, den Gruß höflich erwidern. Wir stiegen von unleren Tieren. Dann begann eine mir unverständliche Unterhaltung, schließlich rief der Führer etwas durch die niedrige, als Tür dienende Öffnung in das Haus hinein, von innen wurde geantwortet, und dann trachen wir in den Bau. Es war ein runder Raum von etwa 5 Meter Durchmesser, in der Mitte ungefähr 2½ Meter hoch. Wie die tuppelförmig gewölbte Dede ohne Stütze halten konnte, war mir um so schlechter, als mitten darin sich ein fubbreites Loch für den Abzug des Rauches befand. Auf dem Boden brannte ein Feuerchen, über dem auf einem eisernen Dreifuß ein Wasserkessel brodelte. Um das Feuer hockten noch vier braune Gesellen in stoischer Ruhe. Wiederum die würdevolle gegenseitige Begrüßung. Dann machte sich einer daran, eine Handvoll gerösteter Kaffeebohnen zwischen zwei Steinen zu zerreiben. Ein Säckchen mit Zucker war auch da, und nach kurzer Zeit hatten wir einen ganz vorzüglichen Kaffee in kleinen Innbechern vor uns stehen. Er war nach dem arabischen Rezept heiß wie die Hölle und süß wie die Liebe. Wir tranken mehrere Becher und rauchten Zigaretten dazu. Für diese waren die Leute höchst dankbar. Als wir wieder aufbrachen, sollte ich auf Ben Jusufs Empfehlung hin eine silberne Beleta hinlegen, ich legte deren zwei hin, worauf sich unser Wirt in endlosen Dantesbeisetzungen ertand.

Vor dem Hause fanden wir noch drei weitere Araber, die inwischen hinzugekommen waren. Sie waren etwas besser gekleidet als die anderen und trugen Schußwaffen, zwei hatten sogar ganz moderne Militärgewehre, während der dritte einen langen Vorderlader heimischer Herstellungsart trug. Auch hier gab es wieder eine feierliche Begrüßung. Dann teilte ich meinen Zigarettenvorrat unter die Gesellschaft aus, was den besten Eindruck auf sie machte. Dankbar hielten sie uns die Wulst zum Aufkissen.

Der Führer ritt Schweinlam voran. Da wies er mit ausgestrecktem Arm in die Ferne, nach einer Bodenerhöhung, hinter der Tanager liegt. Mit dem Feldstecher sah ich, daß dort eine Anzahl Europäer stand, die das Gelände mit Fernrohren absuchten und die anscheinend nach uns schauten. Ben Jusuf hielt an. Bisher hatte ich ihn noch nicht gefragt, was das für Leute waren, von denen wir kamen. Wohl hatte ich mir meine Gedanken darüber schon gemacht. Aber ich sagte mir, kann der Schweinlam so kann ich es auch; nur keine Neugierde zeigen!

„Reißt du, daß wir bei einem Posten der Aufständischen waren?“ Keine Antwort abwartend, fuhr der Maure fort: „Du wirst mit Fragen bestürmt werden, wenn wir nach der Stadt zurückkommen. Sage ihnen, daß es arme, harmlose Menschen sind, die sich nur gegen die Auslaugung seitens der heimischen Behörden wehren, gegen die Bergewaltigung durch den Raub. Gegen die Europäer haben sie nichts!“

Es kam so, wie Ben Jusuf gesagt hatte. Als wir uns der Stadt näherten, kamen uns die Leute von dem Hügel entgegen. Auch der Reitermann vom Morgen war darunter, ein englischer Journalist, wie ich später erfuhr. Sie wollten wissen, was ich da hinten gemacht hätte. Und ob die Andjerras — so oder ähnlich war der Name des vor uns in Auflehnung befindlichen Stammes — im Bormarsch auf die Stadt wären, wie sie sich gebärdeten usw. Die Fragesteller waren Angehörige mehrerer Nationen, englische, französische, italienische. Spanische Laute schwirrten durcheinander. Augenleichtlich waren die Leute enttäuscht, daß ich ihnen keine Sensationsnachricht bringen konnte. Gar zu gern hätten sie etwas von bevorstehenden großen Gefahren gehört.

Der Strom.

Von Heinrich Veis.

Er ist in ewigem Fluten Abbild von Sehnsucht nach dem Unerreichbaren, von ruhelosem Drang in die Ferne. Vorbei an vielen Städten und Dörfern, durch Ebenen und Bergtäler nimmt er seinen Lauf, bald in breit-behaglichem Bette, bald in schmal gerillener Senke zwischen Hügelgrößen; alle Landschaft grüßend mit dem Rauschen seiner Wasser, dem

Winken seiner Wellen, aber nirgendwo verweilend. Häuser und Kirchen spiegeln sich in seiner Flut; felsmassige enagen seine Bahn; Brücken heimen sich breit und ebern ihm entgegen. Er aber bricht sich Weg mit Wühen und Branden, mit Strudeln und Strömen, die Weite durchmessend zu immer neuer Ferne hin.

Der Strom ist es, der funkelnd mit aufgereagten Wellen, rastlos wandernd nach einem fernem Ziel und in den zahllosen Krümmungen seines Laufes der vorbestimmten Richtung doch gewiss, in die Landschaft Unruhe trägt und ein seltsam fremdes, undeutbares Erwarfen. Das ruddolle Land, der wurzelschwer verankerte Boden will ihn halten, umfangen, er löst sich ungebärdig aus dem sanften Zwang. Sein Rauschen ist Gruß zugleich und Abschiednehmen, sein blankes Strömen ist die Zeit eines unaufhaltamen Entgleitens. Nur flüchtig nimmt er die wechselnden Bilder des Weges in sich auf, feing gibt ihm mehr als schwankes Vorüberdrehen; schon dämmert neue Schaa, und neues Strömen rührt näher an das fernerelebte Ziel der Fahrt.

Von den Bergen nieder quellen die Wasser, sammeln sich in gemessenem Lauf durch weisses Hügeland, schneiden Furchen in Stein und Geröll; steil streben die Dämme, darin tiefgegraben das Flukbett, bis sie mächtig auseinander-schwellen und das Tal erbreitern; Felder arin und fruchtbar, säumen den Strom. Städte blühen auf an seinen Ufern. Bäume stehen den Wasserlauf entlang wie Wächter und Diener. Dampfer ziehen über die weisse geträufelte Flut, hinter sich die silbernen Schaumrinnen ihrer Fahrt. Und der Strom, unbehindert in der flachen Ebene, dehnt sich gewaltiger, schleppi auf seinem Rücken wuchende Last der Schiffe, trotz den Dämmen, den Brücken, den Eisengeseilen der Uferbahnen; über Molen und Dampfgewässer hinaus drängt er entsagen dem Meere.

Der aus dem Gebirge kam, wachend im Hügeland, von Zufüssen geliebt, das Tal durchquerend, im Meere findet er Heimat und Ziel. Sein Münden ist Erfüllung und Verströmen. Einziehen in große Gemeinschaft, in Vereinigung im tiefen und geheimen Ursprung seines All. Aus fels-schlünden sprang er auf, wirbelte talwärts, ein schäumender Quell, gelöst aus der tiefen Verbundenheit seines Wesens, zu der er zurückstrebt in ruhelofer Sehnsucht. Nimmer ver-sieht er des Strömens, des Wanderns und Heimkehrsuchens, ob seine Wellen von funkelnder Sonne strahlen, ob seine Wasser bleichen unter stumpfgrau lastender Wolfen-trübe. Und über die ganze weite Strede seines Laufs, durch Hügel-land und Ebene, vorbei an Bergen, Wäldern an Städten und fruchtbarem Ackergrund, nimmt er mit sich das Heimat-schönen, davon sein Rauschen kündet, das sein Strömen an-schwellen läßt zu bewegtem Wirbeln und Kreisen. Jubelnd und erlöst schüttet er sich aus in das unendliche Meer, das ihn mütterlich empfängt, nach der Einsamkeit des Wanderns der strömenden Fülle zurückgegeben und sich selbst an das Grenzenlose hinstreckend, sich erziehend und vollendend.

Neue Bücher

* **Martin Borrman:** „Der Don Juan der halben Dinge“. (Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin NW. 35.) Der als Verfasser der Erzählung „Venus mit dem Orgel-spiele“ bekannte Dichter läßt uns in drei Novellen das be-lagene Schicksal eines von der Unrast und dem Leben Gezeichneten nachempfinden, eine Gedankenleiterin auf ihren Fabriken begleiten und das groteske Schicksal eines Pili-putaners miterleben.

* **Gustav Köhne:** „Mannesstreben“. Ein Scharnhorst-Roman. (Verlag von Wilhelm Grunow, Leipzig.) Mühte im „Jugend-Schnee“, dem ersten Scharn-horst-Roman des Verfassers, das äußere Geschehen in den Vordergrund gerückt werden, so befaßt sich dieser zweite, in sich vollständig abgeschlossene Teil in der Hauptsache mit der seelischen Entwicklung, dem Heranreifen und Entzücken zu einem Manne, der all den Hindernissen und Wirnissen des Lebens gewachsen ist und in seiner Fähigkeit und Willens-traft überwindet.

* **Hermann Consten:** „Mysterien“. Im Lande der Götter und lebenden Buddhas. (Pöschke Buchhandlung, Berlin W. 62.) Das als Band 3 der Panbücherei eines freien Verbands erschienene Werk schildert in spannenden Kapiteln, wie ein Fürst des Altai durch das Schicksal in ganz Asien herumgetrieben wird, wobei die gesamten Religionen mit ihren geheimnisvollen Zeremonien und ihrer grauamen Mystik eine besondere Rolle spielen.

* **Grundfragen der Sprachwissenschaft.** Von Professor Dr. S. Güntert. (Wissenschaft und Bildung Nr. 210. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) In zehn Kapiteln werden an Hand einer Reihe von Beispielen folgende Fragen behandelt: Die lautliche Seite der Sprache, Gründe der lautlichen Veränderung, Bedeutungsinhalt der Sprachformen, Belebung und Verbilligung als Grund-formen des natürlichen Denkens, Gründe des Bedeutungs-wandels, allgemeine sprachliche Entwicklungstendenzen, die Verwandtschaft der Sprachen nach Bau und Entwicklung, die Bedeutung der Sprachmischung, das Wesen einer Schrift-

sprache, künstliche Sprachen. Nur eine nette Wiederholung des Stoffes, über die Verfasser verfügt, ermöglicht es, vor dem Leser auf knappem Raume einen solchen Gedankenreich-tum auszubreiten.

* **„Die Schule der Gemeinschaft.“** Im Auf-trage des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht herausgegeben von Oberstudiendirektor Dr. S. Peiters unter Mitwirkung von R. Linneke, W. Koch, Marie Buchhold, W. Klitner, W. Paulsen, Madalene v. Tilling, B. Benten, M. Kreuziger, B. Peterien, F. Seins, W. Pfeleiderer, M. Luterke, K. Ehardt und F. Karjen. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Wie die Schule der Gemeinschaft in ihrem Ver-hältnis zu Familie und Staat steht, wie sich das Gemein-schaftsleben der Jugend in ihr gestaltet, wie Werttätigkeit, künstlerisches Erleben und Schaffen sowie die körperliche Aus-brudstuktur hier ihre Stätte findet, wird überzeugend dar-gelegt. Der Gesamtunterricht, das Prinzip der Arbeitsteilung und der Arbeitsgemeinschaft sowie die Stellung des Lehrers in der Schule ist eingehend entwidelt.

* **„Fauna von Deutschland.“** Ein Bestimmungsbuch unerer heimischen Tierwelt. Herausgegeben von Pro-rector Dr. Paul Brohmer unter Mitarbeit zahlreicher Fach-gelehrter. (Verlag von Quelle u. Meyer, Leipzig.) Brohmers Fauna ist längst an Schulen und Universitäten, wie bei den gebildeten Naturfreunden, ein unentbehrliches Bestimmungsbuch geworden. Die jetzt vorliegende dritte Auflage hat unter Mitwirkung namhafter Gelehrter in allen Teilen wesentliche Erweiterungen und Verbesserungen erfahren. Infolge weit-gehendster Arbeitsteilung ist jedes Gebiet von den hervor-ragendsten Spezialforschern bearbeitet. Die vorzüglichen Ab-bildungen, die bei der Bestimmung oft mehr leisten als viele Worte, sind bedeutend vermehrt, und ihre Zahl hat 1000 weit überstiegen. Es ist erstaunlich, was für eine Fülle von Material auf dem beschränkten Raum eines Taschenbuches abgeben wird. Für jeden Naturkundigen ist das Bestimmen nach „Brohmers Fauna“ eine wahre Freude. Sie wird das Bestimmungsbuch für den Lehrer der Naturwissenschaften beim Unterricht und auf Ausflügen, den Studenten und Schüler, die lernen müssen, die verschiedenartigsten Lebewesen zu erkennen und in ein System einzuordnen, den Naturforscher bei allen Beobachtungen, den Landwirt, Forstmann und Gärtner bei der Feststellung und Bekämpfung der Schädlinge in Feld, Wald und Garten.

= **Abu Hassan, komische Oper in 1 Akt von C. M. v. Weber.** Von diesem reizenden Werkchen, das vor einigen Jahren auch an unserm Wiesbadener Theater beifällig in Szene ging, ist jetzt von dem Frankfurter Musikverleger Willi Werner Götting eine auf Grund von Bühnen-abdrücken des Originals sorgfältig hergestellte vollständige Partitur (auch mit Dialog und heilichen Angaben) er-schienen. Es ist die erste Veröffentlichung der Partitur, die bisher nur in Abschriften existierte. Der Verlag der Selbst-dischen Buchdruckerei Werner Dohany in Offenbach hat für eine schmeckliche Ausstattung der Partitur gesorgt. O. D.

= **Vier Vortragsstücke für Violine und Klavier,** komponiert von Gustav Cords, op. 54. Ein leichtschwebendes „Impromptu“, eine kräftig auskretende „Bourrée“, eine gefällige lodende „Serenade“ und ein ge-langvolles „Nocturne“ —; all diese Stücke von mittlerer Schwierigkeit, und besonders für die Geige kenntnisreich ge-legt, werden im Musikalon willkommen geheißen sein. In kleinerer Form bewegen sich „Fünf Vortragsstücke für Cello und Klavier“ op. 59, von demselben hier in Wiesbaden noch in guter Erinnerung stehenden Komponisten (er war Mitglied der Theaterkapelle). Auch in diesen Kom-positionen macht sich rege Phantasie und gewandte Schreib-art annehm geltend, so namentlich im „Menuett“ und der „Gavotte“. Ein Schülerkonzert für Violoncello mit Klavierbegleitung, op. 60, von G. Cords wird in den Kreisen der Cellospieler als wirkungsvolles Unter-richtsmaterial bei alt und jung, d. h. bei Lehrenden und Lernenden, freundliche Aufnahme finden. Sämtliche ge-nannten Cords-Werke erschienen bei Chr. Friedr. Biewea, Berlin-Dahlemerfeld. O. D.

* **„Ernährung und Pflege des älteren Kindes“** (nach dem Säuglingsalter). Ein Leitfaden für Mütter und Pflegerinnen von Univ.-Prof. Dr. Leo Lang-stein. (Max Hesse Verlag, Berlin W. 15.) Während das Kind im ersten Jahr als Säugling gezeugt und gepflegt wird, liegt die Behütung des Kleinkindes und des Schulkindes noch im argen. Obiges Buch behandelt zriehönd alle ein-schlägigen Fragen, wie Entwicklung des Kindes, verschieden-artige Veranlaugung desselben, Zeichen von Gesundheit und Krankheit, besonders ausführlich wird auf dies so wichtige Kapitel der richtigen Ernährung und den Säub der Kinder vor ankündenden Krankheiten eingegangen.

* **„Abeinischer Hauskalender 1926.“** Heraus-gegeben von Dr. Martin Rodenbach, künstlerisch gestaltet von Walter v. Weicus. (Verlag von Consi u. Co., Köln.) Der Kalender hielt es für die dringende Aufgabe des Jahrganges 1926, zunächst die uns alle bedrängenden Fragen unserer sozialen und politischen Wirnis aufzurollen, zu ernster Be-sinnung aufzurufen und auf Grund rheinisch offenen Blicks in die Welt frohe Hoffnung zu schöpfen, in trober Hoffnung auch mutig zu lachen, der Kraft zum Wiederaufbau dabei und im Volk gewiß. In schöner Harmonie ist Ernst der Zeit und fröhlicher Scherz und Schwanz zugleich gepflegt worden.